

Ein Wort

Autor(en): **Schwabe, Henriette**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572238>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der den Flug zur Sonne sich vorgesetzt,
 Taumelt, auch er, um die Mitternacht
 Rückwärts seiner fernen Herkunft entgegen.
 Und der Schläfer, wenn ihn ein Angsttraum weckt,
 Ahnt im Dunkeln mit irrer Seele
 Zögernde Wahrheit:
 Jeder Lauf, ob zur Sonne oder zur Nacht,
 Führt zum Tode, führt zu neuer Geburt,
 Deren Schmerzen die bange Seele scheut.
 Aber alle gehen den Weg,
 Alle sterben, alle werden geboren,
 Denn die ewige Mutter
 Gibt sie ewig dem Lichte zurück.

Ein Wort.

Novelle von Henriette Schwabe, Arlesheim.

Er war Kunstmaler und hieß Uden Törnßen. Einmal im Winter war er nach der Residenz gekommen, um das Leben daselbst kennen zu lernen. — Er besuchte Theater, Konzerte und Gesellschaften; und eines Abends geriet er fast unversehens in ein Vorstadttheater zweiten Ranges.

Dort sah er eine Sängerin, die sein Interesse erweckte. Er hörte sie nicht, wußte auch niemals zu sagen, was sie gesungen hatte; aber er war erstaunt, als er sie erblickte.

Auf ihrem schmalen Kopfe lag rotes schweres Haar gleich einer Krone. Auf der weißen Stirne zogen sich die dunklen Brauen wie zwei feine Linien hin, darunter glänzten große blaue Augen.

Das alles war recht schön. — Das Rot der Wangen jedoch war zu stark, und Uden dachte wider Willen an Schminke und Farbtopf. „Sie ist häßlich — wirklich häßlich,“ sagte der Maler zu sich selbst, „ob sie das Haar wohl auch gefärbt hat?“ Er nahm sich vor, nicht mehr hinzusehen, schloß die Augen und lehnte sich zurück in den Stuhl.

Doch gleich schaute er wieder auf; denn er mußte wissen was so häßlich wirkte bei dieser Frau.

Und als Uden hinsah, fühlte er, daß die Augen der Sängerin große Macht über ihn hatten.

So wie sie mußte ein Feldherr blicken, der nach beendeter Schlacht mit kalter

Ruhe die Toten überschaut — die Ueberlebenden zählt und berechnet, was ihm noch geblieben ist. Es lag etwas Kaltes im Blick dieser klaren Augen, etwas Forschendes, fast Bezwingendes.

Uden verspürte große Lust, diesen Kopf zu malen, und er beschloß die Sängerin aufzusuchen.

Es würde ein Bild werden, einzig in seiner Art.

* * *

Die Sängerin hieß „Mia“ — das kam von Maria, was schlecht zu ihr paßte. Sie erzählte es Uden, als er zum erstenmale bei ihr in dem kleinen behaglichen Wohnzimmer saß und fragte, ob er sie malen dürfe.

Uden war von neuem erstaunt, als er die Frau wiederfand. Sie trug ein weißes schimmerndes Kleid mit Spitzen — sie bewegte sich wie eine vornehme Dame — und das alles paßte so gar nicht zu den Verhältnissen an dem kleinen Vorstadttheater.

„Was wollen Sie?“ sprach Mia, „ich habe keine Stimme, die mich berechtigt, an der großen Oper zu singen; doch ich weiß, daß mein Aeußeres noch ganz gut ist. Sie wünschen ein Bildnis von mir zu malen? Uden Törnßen, schaffen Sie ein Kunstwerk!“

* * *

Und Uden malte. Mia saß in ihrem schimmernden Spitzenkleide ihm gegenüber auf dem grünen Diwan, und die färglichen Strahlen der Wintersonne ließen zuweilen das rote Haar aufflammen.

Es war eine schwere Arbeit. Von Stunde zu Stunde schien Mia schöner zu werden. Uden sah nicht mehr die allzu roten Wangen; er fand nichts Häßliches mehr an dem roten Haar. — Er mußte nur immerzu in die klaren leuchtenden Augen schauen.

Wenn die Sängerin nicht sprach, formten ihre Lippen oft ein Wort — ein Wort, das niemals ausgesprochen wurde. Uden zermarterte sich den Kopf um das Wort zu erraten.

Wenn er forschend in ihr Antlitz sah, dachte er: „Sie kennt das Leben, kennt die Menschen. Es ist, als müsse sie jeden Augenblick eine große Wahrheit sagen. Sie hat wohl immer nur die Wahrheit gesagt; solche Augen hat nur ein Mensch, der die Lüge scheut.“

Nach wenigen Tagen schon wußte der Maler, daß er Mia liebe — und nach abermals einigen Tagen sagte er ihr dies in seiner ruhigen Art.

Sie lachte nicht — nein, sie konnte wahrscheinlich überhaupt nicht lachen; aber sie legte die Stirne in Falten und sprach:

„Uden, Sie sind ein Kind. Man liebt nicht jede Frau, deren Bildnis man malt. — Sie sind Däne; ein guter blonder Däne mit blauen Augen — so wie sie alle sind. — Ich habe keine Vorliebe für Dänen. — Und dann sind Sie Künstler. Künstler sind meist arm. Sie können mir nicht viel nützen!“

Uden ließ Pinsel und Palette sinken.

„Und die Liebe?“ fragte er tonlos.

„Liebe kenne ich nicht. — Ich liebe Sie nicht und werde Sie niemals lieben können. — Ich spreche nicht gerne von meinem Leben. Sie würden mich auch nicht verstehen, da Sie zu gut sind,“ erwiderte die Frau.

Der Mann knirschte mit den Zähnen: „Weil ich zu gut bin? Was wissen Sie von mir?“

„Uden, wenn Sie Künstler sein wollen, darf Ihr Herz nicht immer zuerst sprechen! Mit den Augen sollen Sie die Welt trin-

ken. Mit dem Verstand das Schöne genießen — das Beste sich zu eigen machen.

Aber das elende Herz lassen Sie aus dem Spiele; es verdirbt Ihnen sonst alles. Verstehen Sie mich, Uden Törnisen? Mit dem Herzen schaffen ist eine Qual! — Wenn ich Ihnen erzählte, würde vielleicht das Mitleid Sie besiegen; — Sie sind zu gut.

Malen Sie mein Bildnis, Uden — und lernen Sie die Welt verachten — oder werden Sie wenigstens hart, wie ich es bin.“

Tiefe Stille lag über den beiden Menschen. Uden sprach nicht mehr.

Doch als er von dannen ging, weinte er.

* * *

Das Bild der Frau mit den klaren Augen war das Beste, was Törnisen bisher geschaffen hatte, und es trug viel zu seinem Erfolge als Künstler bei.

Nach vielen Jahren wurde er einmal eingehend nach Mia gefragt, und zwar von dem Manne, der das Kunstwerk erstanden hatte, und in dessen Hause es hing.

„Es sind Augen, die einem verfolgen — Blicke, die töten können,“ sprach der Besitzer des Bildes. „Törnisen, wer war die Frau?“

Von seinem Erlebnis erzählte da Uden zum erstenmal, und er schloß mit den Worten:

„Ich wußte nicht, warum sie mir den Eindruck des Häßlichen machte, ehe ich mit ihr gesprochen hatte. — Jetzt weiß ich es. — Es ist ein Weib, das niemals und niemanden im Leben wahrhaftig geliebt hat.

Uebrigens will ich mich erkundigen, ob Mia noch lebt.“

* * *

Mia lebte noch. Sie lebte noch in der Residenz. Nach langem Suchen fand der Maler ihr Stübchen in einer Dachwohnung im ärmsten Viertel der Stadt. Er klopfte an die Türe.

Und was er dann sah, hätte eigentlich ihn erbarmen können.

In einem Lehnstuhle kauerte eine hagere Frau; das rote Haar ergraut, das Gesicht gelbgrau, die Augen, jene glänzenden Augen von einst, halb erloschen.

Zitternde Hände umflammerten die Stuhllehne und Uden vernahm die Worte:

„Was wollen Sie hier?“

„Ich bin Uden Törnßen,“ sprach er mit fester Stimme.

„Uden — Törnßen — der Künstler? der Däne — der mein Bild gemalt hat?“

„Derfelbe bin ich — Mia,“ kam es stoßend von seinen Lippen.

Mit einer Handbewegung lud sie ihn ein, sich zu setzen.

Er musterte flüchtig den armseligen Raum, der nur das Notdürftigste enthielt. Er betrachtete plötzlich fast scheu die Zusammengesunkene Gestalt — gebrochen von Alter und Krankheit.

Und er sah wie damals die Lippen ein Wort bilden, ein Wort.

Wie Schleier fiel es von seiner Seele.

„Hunger!“ hieß das Wort.

„Uden Törnßen,“ sagte da eine klanglose Stimme. „Uden, wollen Sie vielleicht wieder mein Bild malen?“

Erschrocken schaute er auf. Ihm war als sei das Zimmer dunkel geworden — stockdunkel, und es dauerte eine Weile, ehe er das Antlitz der Frau erkennen konnte.

„Gewiß — das möchte ich tun.“ Seine Stimme klang wie Metall.

„Aus Mitleid wohl?“ fragte Mia.

„Nein Mia — ich schaffe nicht mehr mit dem Herzen.“

„Male mein Bild Uden Törnßen,“ sagte sie „ich bin Dir einen Dienst schuldig geworden.“

In der nächsten Zeit malte Törnßen die ehemalige Sängerin.

In zerfetzten Tüchern eine Frau mit eingefallenen farblosen Wangen, mit tief-

liegenden Augen. Auf den Lippen ein Wort:

Nach jeder Sitzung legte der Maler ein blinkendes Goldstück auf den Tisch.

Aber er weinte nie mehr.

Was er schuf, wurde ein Meisterwerk, und Freunde und Bekannte beglückwünschten ihn.

Er gab auch nur die rohe, nackte Wirklichkeit wieder.

„Es ist ein gutes Bild,“ sagte Mia, als es fertig war, und sie es betrachtete.

„Wie werden Sie es nennen?“

„Hunger!“ sagte er kalt.

„Ja, das ist es, was ich damals nicht sagen wollte!“

Uden Törnßen, mit vierzehn Jahren stand ich allein im Leben, und ich war arm, und mich quälte der Hunger. — Vielleicht wäre es Hunger nach Liebe geworden; aber es wurde Hunger nach Brot. Er hat mich hart gemacht; er machte mich berechnend; durch den Hunger lernte ich die Menschen verachten.“

Lange ruhten Mias Augen auf ihrem Bildnis.

„Sehe ich wirklich so — so elend aus?“ fragte sie endlich.

„Genau so,“ entgegnete Uden, „ich bin auch hart geworden. — Mit dem Herzen schaffen ist eine Qual! Mia, Sie haben mich das gelehrt! Einmal habe ich geliebt — und damals war das Schaffen meine Lust! Mit meiner Liebe erstarb das Beste in mir. Aber wenn jetzt in meinem Herzen doch noch einmal heißes Mitleid sich regt, so gehört es der Frau — die niemals im Leben geliebt hat.“

Eine stille Geschichte.

Novelle von Annie Herzog, Stein (Nargau).

Mitte März war es, an einem schönen Vorfrühlingstag. Wir saßen auf der Terrasse unseres Hotels und so weit ein leichter bläulicher Duft es gestattete, lag vor unsern Augen das leise schwanfende Wasser des Sees. Meine Nachbarin, eine Dame mit weißem Scheitel und den schlichten Linien erkämpfter Entsagung um den immer noch schönen Mund, hatte ich hier im Hause kennen gelernt. Sie gehörte zu den seltenen Frauen, deren Nähe jenes Gefühl mütterlicher Güte ausströmt,

das auch den fremdesten Winkel heimatisch macht. Ich hatte das gleich herausgefunden, und es beglückte mich, als ich dann sah, daß sie meine Gesellschaft offenkundig vorzuziehen schien. Auch jetzt hatten wir lebhaft geplaudert, von einst und jetzt, besonders in Hinsicht auf die Erziehung unserer jungen Mädchen, für deren Berufsausbildung ich eifrig eingetreten war. Doch das Flimmern der Luft und des Wassers schläfernte das Gespräch allmählich ein. Jetzt lehnte die alte